

det hierfür den prägnanten Begriff der „transformierende[n] Adaption“ (67). Dass bei der Erläuterung der Funktionsweise dieser Adaption fundierte und substantielle Aussagen über den Stil Juvenals geradezu unvermeidlich sind, versteht sich von selbst, sorgt allerdings für manche unschöne Redundanz, die sich der linearen Lektüre freilich erst im entsprechenden Abschnitt (178-202) erschließt. Die Interpretation der einzelnen Satiren beginnt mit einem kurzen Referat der Aufbauprinzipien, denen die Anordnung in fünf Bücher folgt (72-74), bevor jede einzelne der sechzehn Satiren in einer konzisen Gesamtdeutung vorgestellt wird. Hier arbeitet S. durchweg überzeugend die für das Verständnis unerlässlichen Leitlinien einer literaturwissenschaftlichen Analyse heraus, indem sie wichtige außerliterarische sowie intertextuelle Bezüge erläutert und eher die zentralen Stellen des jeweiligen Gedichtes bespricht, als dessen Inhalt zu paraphrasieren. Dass jede Einzelinterpretation – ebenso wie die übrigen Abschnitte des Studienbuches – auch für sich gelesen werden kann, stellt die Verwendung zahlreicher Querverweise in den Fußnoten sicher; dieses Vorgehen führt freilich erneut zu unvermeidlichen Wiederholungen, über die man sich beispielsweise im Stellenregister informieren kann: So werden etwa die Verse 11,65-66 auf den Seiten 14 (hier in Anm. 15), 39, 136 und 173 besprochen.

Neben der Darstellung von grundlegenden Hinweisen zum Verständnis der einzelnen Texte werden ausgewählte Passagen der Satiren 2, 3, 6, 8, 10 und 14 in detaillierteren Analysen (sog. „Einzelinterpretationen“) beleuchtet; hier gelingt es S. durchweg, die Schwerpunkte und Tendenzen ihrer Lesart durch kenntnisreich begründete und nachvollziehbar dargelegte Schlussfolgerungen wie die Epenparodie (83-86, 92-94), die satirische Pauschalisierung (108-110), die primär gegen die Spitzen der Gesellschaft gerichtete Kritik (120-122), das pointierte Moralisieren (130-132) sowie die *laus temporis acti* (151-153) plausibel zu machen. Immer wieder werden zudem die intratextuellen Bezüge zwischen den Motiven der einzelnen Satiren betont und ausgeführt, sodass auf diesem Wege nicht nur eine Deutung des isolierten Textes, sondern auch eine Darstellung des Gesamtwerks erreicht wird.

S. selbst fasst die Tendenzen der Satiren im nächsten Abschnitt unter folgenden Aspekten zusammen: Kritik am unangemessenen öffentlichen Auftritt der Nobilität (etwa in Zirkus,

Arena oder Bordell), am Zusammenbruch der Symbiose von Klient und Patron (die überwiegend dem letzteren angelastet wird), am Tafel-luxus (als Prototyp der Verschwendungssucht), am geschlechtsspezifischen Rollenverhalten der Matronen (insbesondere in sexueller Hinsicht) und am allgemeinen Hang zur Gewaltausübung (meist gegen Schwächere). Hier suggerieren die Überschriften teilweise eine Einseitigkeit, die tatsächlich jedoch immer wieder durch zahlreiche Blicke über den Tellerrand des Themas hinaus vermieden wird: So wird beispielsweise der Kritik an den Frauen, die Juvenal den Ruf eines primär misogynen Autors eingetragen hat, die kaum minder scharfe Zurechtweisung der gegen ihr Rollenbild verstoßenden Männer gegenübergestellt.

Die Ausführungen zu Juvenals Stil weisen, wie bereits angedeutet, manche Wiederholung bereits in vorangegangenen Abschnitten dargelegter Beobachtungen auf, sind aber im Zusammenhang dennoch äußerst lesenswert; auch die knappe Darstellung der Überlieferung führt mit ausreichender Gründlichkeit in das bei Juvenal bekanntlich besonders virulente Problem der Interpolationen ein. Im Rahmen der Rezeption liegen die Schwerpunkte auf der christlichen Spätantike, dem Mittelalter, dem Renaissance-Humanismus, Luther, dem England der Frühen Neuzeit, Victor Hugo und Durs Grünbein; das separat aufgeführte Nachleben in einzelnen Sentenzen schert aus dieser Systematik schon deshalb aus, weil sich beispielsweise auch Luthers Juvenalnachfolge beinahe ausschließlich auf ein einzelnes Zitat beschränkt.

Ausführliche, aber nicht ausufernde Literaturverweise, die sich in der Regel auf die aktuelleren Beiträge beschränken (über die dann ja auch die ältere Literatur problemlos aufgefunden werden kann), ergänzen das Studienbuch, das seinen fremd- wie selbstgestellten Zielen mehr als gerecht wird: Hier findet der Lehrende übersichtlich aufbereitetes Material für die Vorbereitung des akademischen wie schulischen Unterrichts, der Lernende die Möglichkeit zur schnellen Information wie zur vertiefenden Prüfungsvorbereitung, der Literaturwissenschaftler die kritische Wiedergabe des aktuellen Forschungsstandes wie die wichtigsten Ansätze zu weiteren Überlegungen aus der Sicht einer der profiliertesten Expertinnen auf dem Gebiet der römischen Verssatire.

*Hellmut Flashar: Hellenistische Philosophie. Wien: Passagen Verlag 2020, 144 Seiten, EUR 16,00, ISBN 978-3-7092-0407-8.*

von Dr. Susanne Aretz

Nach „Lust und Pflicht. Wege zum gegliederten Leben.“ ist die „Hellenistische Philosophie“ das zweite Buch über Philosophie, das der Passagen Verlag von Hellmut Flashar veröffentlicht.

In knapp über 100 Seiten wird auch Nicht-Experten, d.h. vor allem an Philosophie interessierten Laien, ein verständlicher Überblick über diese Epoche geboten. Dazu gehören auch Endnoten, die den Lesefluss nicht stören, und eine kurze Literaturliste, die der Autor selbst als „Arbeitsinstrumente“ (133) versteht. Hellmut Flashar ist es hier mehr denn je ein Anliegen, die griechische Antike populär zu machen.

Der Leser kann sich schnell über die epikureische Lust, die stoische Pflicht, die kynische Bedürfnislosigkeit, den akademischen Skeptizismus nach Platon bis zur römischen Kaiserzeit und darüber hinaus gezielt orientieren und wird mit interessanten Details und Querverbindungen belohnt. Da F. selbst „das Innovative der hellenistischen Philosophie in den Konzeptionen von Stoa und Epikur und nicht in den hellenistischen Positionen von Akademie und Peripatos“ (123) sieht, liegt auch dort der Schwerpunkt der Darstellung.

Das Buch stellt das Wesentliche zu den philosophischen Richtungen vor, ihre Vertreter, die oft schwierige Quellenlage, die Ansichten zu den Teilbereichen Logik – Physik – Ethik und ihre Ursachen und Wirkungen. Auf die Einführung in die Genese des Begriffs „hellenistische Philosophie“ und die historischen Voraussetzungen für die Bindung der Schulen an Athen folgen Einzelkapitel über die Philosophen und ihre Schulen in chronologischer Reihenfolge: Ziel des strengen Ethikers Epikur ist es, den Menschen von Todesfurcht, von Determination und von Erschütterungen zu befreien. Die mal mehr, mal weniger rigorose Stoa will in Übereinstimmung mit dem die Welt durchwaltenden Logos leben und durch aktives Handeln glücklich machen. Die Kyniker predigen Bedürfnislosigkeit, die Skeptiker, die die platonische Akademie zeitweise prägten, jegliche Zurückhaltung im Urteil. Der Peripatos kümmert sich nach Aristote-

les dagegen weniger um die Philosophie und mehr um die Einzelwissenschaften. Langsam zieht die hellenistische Philosophie nach Rom um: Lukrez übernimmt Epikur, Ciceros Sympathien liegen bei Platon und den Stoikern. Bleibt letzterer eher deskriptiv, wendet Seneca die stoische – und manchmal auch die epikureische – Philosophie als Heilmittel an. Insgesamt dominieren in der römischen Kaiserzeit Stoa (bei Epiktet und Marc Aurel) und Platon (bei Diogenes Laertios). Das Christentum verurteilt zwar die epikureische Lust und die stoische Rationalität des Menschen, aber die Innovationen der hellenistischen Philosophie leben weiter: „der stoische Pflichtbegriff vor allem bei Kant... und die epikureische Lustkonzeption in allen Varianten eines seit dem 19. Jahrhundert ausgebildeten Hedonismus“. (123)

Neben diesem dichten Überblick über die drei Jahrhunderte der hellenistischen Philosophie mit Blicken zurück und voraus bietet F. dem Leser außerdem interessante Exkurse oder vorsichtige Deutungen, von denen hier vier exemplarisch vorgestellt werden sollen:

Ausführlich setzt sich F. mit der Dissertation von Karl Marx „Über die Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie“ auseinander: Nach Marx, der die Originalquellen souverän studierte und keine Fragmentsammlungen zur Hand hatte, unterscheidet sich Epikur von Demokrit durch die Annahme der Abweichung der Atome vom senkrechten Fall und befreit den Menschen so von einem strengen Determinismus. F. betont in diesem Zusammenhang, dass neben dieser Abweichung auch die senkrechte Fallbewegung der sich im Gewicht unterscheidenden Atome wohl von Epikur stamme. Zum Verständnis des höchsten Lebensziels der epikureischen Philosophie, der Lust als Schmerzfreiheit, zeigt F. zum einen die Genese des philosophischen Lustbegriffs und zum anderen die Vorstellung von der Schmerzfreiheit als Meeresstille auf.

Bei der Stoa würdigt F. ausführlich neben Pannaitios, der mit seiner „undogmatischen Art“ die römische Philosophie, den Scipionenkreis und Cicero nachhaltig beeinflusst hat, Poseidonios' Verdienste: Ausgehend von Poseidonios' These, dass der aufrechte Gang des Menschen Voraussetzung für die Betrachtung des Göttlichen sei, zeigt F., wie schon Platon den nach oben blickenden Philosophen in den Brunnen